

Das Gebot der Nächstenliebe - eine Überforderung?

Predigt von Bischöfin Dr. Beate Hofmann im Berliner Dom am 25.8.24. Predigttext Lev 19, 1f, 17f, 33f.

Liebe Gemeinde,

Natalja kommt aus der Nähe von Kiew. Fast zwei Jahre lang hat sie mit ihrem kleinen Sohn in der Wohnung einer Freundin von mir mitgewohnt. Nach einiger Überlegung und angesichts des großen Leids der geflüchteten Frauen und Kinder aus der Ukraine hatte meine Freundin im Sommer vor 2 Jahren ein Zimmer in ihrer Wohnung geräumt und Natalja und Sohn Unterschlupf gewährt. „Ich kann helfen, also tue ich es,“ das war ihre Begründung, ihre Auslegung von „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst“.

Was für ein paar Monate gedacht war und mit viel gutem Willen, viel Humor und gegenseitigem Sprachlernen begann, wurde zunehmend zu einer Belastungsprobe für beide Seiten. Schnell eroberte das Kind Wohnzimmer und Garten, überall lag Spielzeug herum, es wurde viel gekocht und die Wach- und Schlafrhythmen der Menschen in dieser Wohnung waren sehr verschieden. Meine Freundin musste erleben, dass ihre Freunde weniger zu Besuch kamen, weil es in der Wohnung so turbulent zuging. Sie selbst hat sich zunehmend weniger zuhause gefühlt.

Seit Juni hat Natalja eine eigene Wohnung und meine Freundin erobert sich die eigene Wohnung zurück. Beide sind sehr erleichtert, dass das Zusammenleben auf engem Raum vorbei ist. Beide Seiten haben viel über sich, über Kulturdifferenzen und über Hilfebeziehungen gelernt. Und wie Natalja und meiner Freundin ging es vielen Menschen in unserem Land.

„Liebe deinen Nächsten wie dich selbst“, dieses jüdisch christliche Gebot hat zu viel Unterstützung und Engagement für Geflüchtete geführt. Und immer wieder mussten Hilfwillige feststellen, dass ihnen die Kraft ausgeht, dass die Nerven immer dünner werden, dass es Stress in der eigenen Familie, mit Nachbarn oder Freunden gibt und dadurch eine Fülle von widersprüchlichen Gefühlen in ihnen tobt. Sie bewegt das Leid der Geflüchteten, die schrecklichen Bilder aus den Kriegsgebieten, die Wut auf diesen schrecklichen und unsinnigen Krieg und der Wunsch, der Gewalt und dem Hass etwas entgegenzusetzen.

Sie kennen auch die Enttäuschung über manche unverständlichen Reaktionen der Geflüchteten und die Frustration über die eigenen Grenzen.

Was viele Engagierte in den letzten Jahren erlebt haben, kennen auch Mitarbeitende aus der Diakonie gut. Nächstenliebe leben, das ist ihr Anspruch und ihre Motivation und oft wird die zerrieben durch Personalmangel, viel Zeitaufwand für bürokratische Erfordernisse, eigene Erschöpfung und Anspannung im Team.

Nächstenliebe, das beschreibt eine Haltung. Sie ist geprägt durch offene Augen für die Not eines anderen Menschen. Dazu gehört auch Achtung und Respekt vor dem Willen und den Wünschen des Gegenübers. Nächstenliebe heißt nicht: „Ich weiß, was für dich gut ist“, sondern: „Sag mir, was ich dir tun soll.“ Zur Nächstenliebe gehört die Bereitschaft, sich auf die Bedürfnisse eines anderen Menschen einzulassen und dabei vorübergehend auch eigene Wünsche nicht an die erste Stelle zu setzen. Damit ist Nächstenliebe ein radikales Gegenprogramm zu einer Haltung, die andere Menschen vor allem als Bedrohung sieht und sie mit Abwehr, Spott oder Hass behandelt.

Ist Nächstenliebe eine Überforderung? Wo hat sie ihre Grenzen?

Über diese Frage wird in Deutschland immer wieder diskutiert. Die einen belächeln das Engagement der sog. Gutmenschen, die anderen sehen soziale Berufe als Dienstleistung, auf die sie einen Anspruch haben. Das ist zwar richtig und eine Errungenschaft, trotzdem braucht es in sozialen Berufen eine Haltung des Respekts und der Mitmenschlichkeit, also der Nächstenliebe, um immer wieder die Kraft zu haben, sich auf andere Menschen und ihre Bedürfnisse einzulassen und dabei zumindest für eine gewisse Zeit eigene Bedürfnisse zurückzustellen. Und wer mit dieser Haltung in sozialen Berufen arbeitet, der erlebt, dass Nächstenliebe keine Einbahnstraße ist. Es kommt unendlich viel zurück: Dankbarkeit, geteilte Freude, Sinnerfahrung.

Doch zunehmend werden Stimmen laut, die klar begrenzen, wer da Nächster ist und wer nicht. Kürzlich las ich:

„Nächstenliebe ist grundsätzlich begrenzt auf Deutschland. Die Nächstenliebe ist keine Fernstenliebe. Es geht dabei um den, der mir am nächsten ist. Ich verweise auf das Gleichnis vom barmherzigen Samariter. Er kümmerte sich um den, dem er auf seinem Weg begegnete. Für mich geht es daher zuerst um die Menschen in meiner Stadt.“ So interpretiert ein AfD-Politiker, der sich ausdrücklich als Christ bezeichnet, das Evangelium für diesen Sonntag.¹

Er übersieht, dass es zum Clou der Geschichte gehört, dass der Samaritaner *als Fremder* sich um einen Menschen aus einem anderen Volk kümmert, den er überhaupt nicht kennt und dem er danach vermutlich auch nie wieder begegnet wird. Die Begegnung findet in der Wüste zwischen Jericho und Jerusalem statt und nicht am Gartenzaun zum Nachbarn.

Und auch in unserem Predigttext aus dem Heiligkeitsgesetz in 3. Buch Mose 19, den wir eben als alttestamentliche Lesung gehört haben, heißt es:

¹ Joachim Kuhs, damals und heute evangelischer Bundessprecher „Christen in der AfD“ 2019; <https://www.tagesspiegel.de/politik/nachstenliebe-ist-grundsatzlich-begrenzt-auf-deutschland-4097851.html>

Wenn ein Fremdling bei euch wohnt in eurem Lande, den sollt ihr nicht bedrücken. Er soll bei euch wohnen wie ein Einheimischer unter euch, und du sollst ihn lieben wie dich selbst; denn ihr seid auch Fremdlinge gewesen in Ägyptenland. (3. Mose 19, 33-34)

An vielen Stellen in der Bibel wird deutlich: Nächstenliebe gilt nicht nur den eigenen Volksgenossen, sondern auch den Geflüchteten und Hinzugekommenen. Und das Heiligkeitsgesetz liefert dafür eine klare Begründung: „Denn auch du warst fremd.“ Das spielt auf die Schlüsselerfahrung des Volkes Israel an, das in Ägypten in der Sklaverei gelebt und später im Exil in Babylonien war.

Martin Buber hat das Gebot der Nächstenliebe etwas anders übersetzt als Martin Luther: „Liebe deinen Nächsten, denn er ist wie du.“

Das ist das eine Bein, auf dem das Gebot der Nächstenliebe steht: Es ist letztlich die goldene Regel, also ein Handeln auf Gegenseitigkeit: „Ich behandle andere so, wie ich auch behandelt werden möchte.“

Das Gebot der Nächstenliebe im Heiligkeitsgesetz steht noch auf einem anderen Bein: „Ihr sollt heilig sein, denn ich bin heilig, der HERR, euer Gott.“ Aus der besonderen Beziehung zu Gott leitet sich auch ein besonderer Umgang mit anderen Menschen ab. Das „heilig“ meint hier nicht, dass wir alle „Heilige“ sein sollen, die ihr Leben aufopfern und sich verleugnen. Es geht um eine Lebensführung, die geprägt ist von der Beziehung zu Gott, in allen Aspekten des Lebens, in dem, was die Menschen essen, wie sie ihr Leben gestalten und wie sie handeln.

Jesus hat das aufgegriffen und zugespitzt, in dem er das Gebot, Gott zu lieben und den Nächsten, zum wichtigsten Gebot erklärt hat. Die Basis für diese Liebe zu Gott und zum Nächsten ist Gottes Liebe für uns. Sie macht uns die Herzen und die Hände frei für die Liebe für andere. Das war Martin Luther besonders wichtig. Er beschreibt das ausführlich in seiner Schrift von der Freiheit eines Christenmenschen. Die Freiheit besteht gerade darin, für den anderen da zu sein, weil Gott für mich sorgt.

Jesus Christus legt noch eine andere Spur für das liebevolle Handeln am Nächsten: Da, wo wir Hungrige speisen, Durstigen zu trinken geben, Geflüchtete aufnehmen, Kranke besuchen, da handeln wir an Christus selbst. Er begegnet uns in all diesen Menschen. Damit wird die Hilfe für andere zu einem Ort der Begegnung mit Gott. Und das ist keine religiöse Überhöhung, sondern ein Hinweis, wo Gott zu finden ist: Da, wo Menschen in Not sind, auf der Seite der Menschen, deren Leben von Armut und Diskriminierung geprägt ist. Daran erinnert uns der Wochenspruch für diese Woche aus Mt 25.

Doch wo ansetzen und wo aufhören angesichts der Fülle an Notlagen, an Hass und Gewalt in diesen Tagen? Gibt es da überhaupt ein „genug“?

Auch Jesus kennt Erschöpfung in seinem Tun, auch Jesus zieht sich immer wieder zurück, um Kraft zu tanken. Auch ihm begegnet die Frage nach den Grenzen der Nächstenliebe. „Wer ist mein Nächster?“ Diese Frage des Schriftgelehrten ist ja nicht dumm, sondern realistisch angesichts begrenzter Ressourcen und knapper Kasse und überbordender Not. Also, wem müssen wir helfen und wo ist Schluss?

Jesus beantwortet diese Frage mit der Geschichte vom Barmherzigen Samariter (Lk 10,25–37), dem Evangelium für diese Woche. Für mich stecken in dieser Geschichte verschiedene Antworten. Zum ersten: Jesus beantwortet die Frage des Schriftgelehrten „Wer ist mein Nächster?“ nicht, er dreht sie um und wechselt die Perspektive: „Wer wurde dem zum Nächsten, der unter die Räuber gefallen war?“ Er fragt also: „Wem werde ich zum Nächsten?“

Zum Nächsten werden braucht eine konkrete Notlage und Augen, die sehen und sich berühren lassen von dem, was sie sehen. Das lässt den Samariter zum Nächsten werden.

Die Frage nach dem Nächsten lässt sich nicht theoretisch klären, auch nicht durch Obergrenzen oder Begrenzungen auf bestimmte Gruppen. Jesus verweigert sich diesem Denken.

Doch die Geschichte liefert ein paar Hinweise, wie wir eine Balance finden zwischen Hinwendung zum Nächsten und Selbstsorge. Der Samariter tut das Notwendende, er verbindet die Wunden, er schafft den Verletzten aus der Gefahrenzone und findet einen Ort, an dem ihm weitergeholfen wird. Das tut er und dann zieht er seines Weges. Er unterbricht seine eigene Reise nur so lang, wie es nötig ist, um Ersthilfe zu leisten; er gibt seine eigenen Pläne nicht völlig auf. Damit schafft er keine dauerhafte Abhängigkeit und verliert auch die eigenen Anliegen nicht aus dem Blick. Er hilft professionell mit dem, was er hat: Wein desinfiziert die Wunden, Öl stoppt die Blutung und hilft, dass die Wunden sich schließen.

In der Diakonie wird viel darüber diskutiert, dass es nicht genügt, den Menschen von der Straße zu holen und zu versorgen. Wenn wir dauerhaft und nachhaltig helfen wollen, geht es auch darum, die Straße sicherer zu machen und die Ursachen zu beseitigen, die Menschen zu Räubern werden lassen.

Darum bleibt das Bekämpfen von Fluchtursachen, die Arbeit für Klimaschutz und für Bildung gegen Hunger und Armut ein sinnvoller Ausdruck von Nächstenliebe. Genau das tut Brot für die Welt durch den Bau von Schulen für Jungen und Mädchen, durch landwirtschaftliche Beratung, um mit den veränderten Klimabedingungen umzugehen, durch Kleinkredite für Frauen, die durch Handel oder landwirtschaftliche Produktion ihre Familie ernähren. Diakonie und Entwicklung gehören zusammen, beide sind Ausdruck von nachhaltiger Nächstenliebe.

Darum ist es politisch kurzsichtig, in der Entwicklungshilfe zu kürzen. Fehlende Unterstützung jetzt stärkt strukturelle Ungleichheiten. Das säht die Gewalt und die Fluchtursachen von morgen.

Auch im Blick auf den Hass und die Aggression, die wir in unserem Land im Moment erleben, will ich deutlich machen: Nächstenliebe ist nicht eine naive Haltung von ein paar unverbesserlichen Gutmenschen. Die, die vor allem an sich selbst denken, sind letztlich nicht besser dran. Denn wenn alle Beziehungen nur von Eigennutz und Berechnung, auch von der Angst, selbst zu kurz zu kommen, geprägt sind, führt das in eine kalte, gnadenlose, beziehungslose Welt. In so einer lieblosen Gesellschaft möchte ich nicht leben müssen.

Nächstenliebe gibt ohne Berechnung. Das entwaffnet und entfremdet. Nächstenliebe gestaltet Respekt und Solidarität als Fundament des Zusammenlebens. Selbst da, wo solches Handeln nicht erwidert oder manchmal sogar ausgenutzt wird. „Gott ist die Liebe und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm.“ (1. Joh 4, 16)

Dafür stehen wir als Christinnen und Christen, darum ringen wir auch im Zusammenleben in unserer Gesellschaft. Damit fordert uns unser Gott, weil er uns auffordert, das uns Mögliche zu tun. Aber auch nicht mehr als das.

„Würdest du das mit Natalja wieder machen?“ habe ich meine Freundin vorgestern gefragt. „Ja, würde ich, aber besser begleitet“, antwortete sie mir. Auch dafür braucht es die Diakonie, dass wir die gut begleiten, die für andere da sind.

Und der Friede Gottes, der weiter ist als unsere Vernunft, der stärkt unsere Herzen und Sinne, unsere Liebeskraft und unsere Hoffnung. Amen.